

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 31 (1921)
Heft: 12

Artikel: Soziale Erziehung : 3. Teil
Autor: Wyss, Wilhelm von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Soziale Erziehung.

Von Rektor Dr. Wilhelm v. Wyss, Zürich.

III.

Haben wir im zweiten Abschnitt gewissermassen von der Technik der Selbstorganisation gesprochen, so gilt es nun noch zu prüfen, wie weit diese auf die verschiedenen Gebiete der Schularbeit Anwendung finden kann.

1. Naturwissenschaften. Das Denken ist es, auf das sich im Grunde die Höherentwicklung des Menschen aufbaut, und zwar besonders dasjenige, das im Abwägen verschiedener Möglichkeiten besteht. Immer wieder kommt der Mensch in den Fall, Vermutungen (Hypothesen) darüber aufzustellen, welche von verschiedenen Möglichkeiten am ehesten eintreten oder, wenn er ein bestimmtes Ergebnis herbeiwünscht, am ehesten zu dessen Verwirklichung führen wird. Wir werden also im Kinde die Fähigkeit ausbilden, Vermutungen aufzustellen und begründete Schlüsse zu ziehen.

Ist der Mensch bei seiner Denkarbeit mit andern zusammen, so wird er diese unwillkürlich zu Mitarbeitern machen. Er wird sich von ihnen sagen lassen, ob und wie weit sie seine Vermutungen begründet finden, und wird dadurch gefördert werden. Er müsste auch kein Mensch sein, wenn er sich nicht freuen würde, falls sein Denken auch die andern fördert und ihnen zugute kommt. So sind wir auch im Denken teils auf die Gemeinschaft mit andern angewiesen, teils liegt es in unserer Natur, dass wir unwillkürlich auch für sie denken.

Es ist begreiflich, dass der naturwissenschaftliche Unterricht, der erst so viel später als der Sprach- und Literaturunterricht in der Schule Eingang fand, sich zunächst die Methoden des letztern bis auf einen gewissen Grad zu eigen machte. Erst ganz allmählich wurde man sich dessen bewusst, wie viel leichter es auf diesem Gebiete ist, auf dem Wege der Induktion vorzugehen, die den Schüler so viel mehr fördert als das deduktive Verfahren. Sicher kann kein Fach im Schüler die Fähigkeit besser entwickeln, Vermutungen aufzustellen und auf ihre Richtigkeit zu prüfen, als Physik, Chemie und auch Biologie, wenn der Lehrer es wirklich versteht, dem Schüler die Schlüsse nicht vorwegzunehmen, sondern ihn dazu anzuleiten, dass er sie selber ziehen soll und kann. An verschiedenen Fällen, in denen Scott Lehrer mehr oder weniger geschickt in dieser Richtung vorgehen sah, führt er das im Einzelnen aus.

Eines dieser Beispiele ist bezeichnend für die Art, in der in Amerika gute Lehrer sich nicht scheuen, die Kinder praktische Versuche anstellen zu lassen, auch wenn sie viel Zeit kosten. In einer vierten Volksschulklasse sprach ein Lehrer über die Vögel und ihre Nester. Dabei fragte er die Kinder, ob sie wohl selber imstande wären, ein solches Nest anzufertigen. Da in der Nähe eines in erreichbarer Höhe war, zog die Klasse mit einer Leiter bewaffnet aus, und ein Kind nach dem andern durfte hinaufsteigen und einen Blick hineintun. Dann suchten sie in der Nähe und fanden tatsächlich absterbende Grashalme, mehrere Rosshaare und ganze Büschel einer Pflanze, die offenbar in erster Linie von den Vögeln verwendet worden war. Sie versuchten darauf, selbst Nester zu bauen, und es gelang ihnen in einer Weise, dass einzelne tatsächlich kaum von wirklichen zu unterscheiden waren. Dass die Kinder nun erst recht von den Vögeln und ihrer Art zu nisten hören wollten, lässt sich denken. Ein anderes Mal kamen Drittklässler und fragten, ob wohl die Ameisen hörten. Sie möchten mit allerlei Instrumenten, die sie mitgebracht hätten, Versuche anstellen. Es wurde ihnen bewilligt, das zu tun, aber die Versuche ergaben kein sicheres Resultat. Unterdessen kamen sie nun auf den Gedanken, ob am Ende die Ameisen, wenn sie ihren Bau verliessen und wieder zurückkehrten, der Witterung folgten wie die Hunde und so auf dem alten Wege wieder zurück kämen. Es ergab sich, dass auf weitere Entfernung das in der Tat geschah, auf kurze dagegen nicht, dass also wahrscheinlich der Grund dafür der war, dass in der Nähe des Haufens sich viele Spuren kreuzten. Da ein Knabe, der einen Halm in einen Gang des Haufens hineinsteckte, sah, wie tief er war, fiel den Kindern ein, Paraffin hineinzuträufeln und die Gänge auszufüllen. So wurde es ihnen möglich, den ganzen Bau auszuheben, in die Schule zu bringen und den Mitschülern zu zeigen.

Dass es gerade zu solchen Versuchen bei gruppenweiser Selbstorganisation viel eher kommt als sonst, leuchtet ein. Je mehr der einzelne Schüler mit seinesgleichen zusammen denkt und plant und seine Vermutungen von den andern geprüft werden, desto freudiger und angestregter wird er denken.

2. Lesen, Sprache und Literatur. Scott weist darauf hin, wie auf diesem Gebiete zwischen dem Vorgehen beim Unterricht und zwischen der Art, wie diese Gegenstände im Leben betrieben werden, eine Lücke klafft, wie kaum auf einem andern Gebiete. Er ist überzeugt, dass der Ertrag der Schularbeit sich wesentlich steigern liesse, wenn sie sich die Erfahrungen des täglichen Lebens stärker zunutze machte.

Lesenlernen ist ja nichts anderes, als den Schlüssel erhalten zu der geschriebenen Sprache. So lassen sich denn wohl aus der Art, wie man die gesprochene Sprache sich aneignet, auch Schlüsse ziehen auf das Erlernen der geschriebenen. Dass nun die Sprache ein soziales Phänomen ist, darüber besteht kein Zweifel. Sie konnte erst entstehen, als die Menschen bereits unter sich in einer gewissen sozialen Verbindung standen, aber sie vermochte auch, als sie entstand, die Glieder der Gesellschaft sozial einander nahe zu bringen, wie nichts

anderes auf der Welt. Auch beim Kinde geht das Sprechvermögen darauf zurück, dass seine Laute, so unvollkommen sie zuerst sind, die Mutter herbeirufen, wenn es vor Hunger oder sonstigem Unbehagen schreit. Die ganze weitere Entwicklung dieses Prozesses wäre undenkbar, wenn es nicht seine Umgebung sprechen hörte und nachahmen würde, und wenn nicht zugleich seine Sprechversuche bei den andern Verständnis finden würden.

Beim Lesenlernen werden die Fortschritte um so rascher sein, je stärker es einerseits gelingt, das Interesse des Kindes wachzuhalten, denn unstreitig gilt es, bei den grossen Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, den Eifer nicht erkalten zu lassen; andererseits wird das Kind lieber andern etwas durch Lesen mitteilen und sich dabei anstrengen, wenn es sieht, dass, was es liest, für sie neu ist und sie interessiert, als wenn es sich vom Gegenteil überzeugen muss. Man wird sich also zu sagen haben, dass der Lesestoff die Kinder weniger interessiert, wenn er z. B. in einer Beschreibung eines Tieres besteht, das sie bereits kennen, als wenn er etwas erzählt, was diese Tiere tun, und was an sich für die Kinder neu ist. Man lasse sich auch nicht dadurch täuschen, dass die Kinder scheinbar bei der Sache sind. Es gilt dafür zu sorgen, dass sie es tatsächlich sind, und darüber können sie dem Lehrer zuliebe oder bei „guter Disziplin“ leicht durch ihre Haltung hinwegtäuschen. Dass in der Schule immer wieder von einem Schüler nach dem andern dieselbe Geschichte laut gelesen wird, die zudem alle in ihren Büchern vor sich haben, wird sich kaum völlig vermeiden lassen. Aber das braucht doch nicht der einzige Weg zu sein, den man einschlägt. So hat Scott selber in einer jüngern High-School-Klasse (unserer ersten Sekundarklasse entsprechend) sehr gute Erfahrungen damit gemacht, dass er die Schüler von Hause Lesestoffe mitbringen liess, von denen sie voraussetzen konnten, dass die andern sie nicht kannten.¹⁾ Man dürfte gewiss auch bei uns sich weniger ängstlich an unsere offiziellen Lesebücher halten. Es liegt auf der Hand, dass die Kinder sich gern und mit Erfolg anstrengen werden, solche Stücke gut vorzulesen. Sie werden das erst recht tun, wenn sie hoffen können, nachher um so häufiger wieder etwas mitbringen zu dürfen. Ein Wetteifer wird entstehen, der auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu erreichen ist. Der Lehrer wird dabei auch interessante Einblicke in das Denken und Fühlen und den Geschmack des einzelnen Schülers erhalten. Dass die Kinder gerade bei solchen

¹⁾ Versuche nach dieser Richtung sind auch bei uns von einzelnen Lehrern mit gutem Erfolge gemacht worden.

selbstgewählten Stoffen leichter aus sich herausgehen, die Wirkung durch Geberden verstärken, usw. ist selbstverständlich. Man sei in Hinsicht auf die Geberden nicht zu ängstlich. Bei Kindern ist manches natürlich und erlaubt, was beim Erwachsenen übertrieben und lächerlich aussieht.

Sehr zu beachten ist auch, dass bei Kindern, bei denen die Furcht so leicht eine grosse Rolle spielt, durch das Lesen von geeigneten Stücken, in denen beängstigende Erscheinungen eine glückliche und natürliche Lösung finden, der Furcht entgegengewirkt werden kann. Auch sonst lassen sich wohl Gedanken und Gefühle, die unter Umständen schädlich wirken, durch Erzählungen, die vielleicht ein hierfür begabter Lehrer selber zu gestalten weiss, mit Erfolg bekämpfen. So teilt Scott eine Geschichte mit, die ein Lehrer erfand. Ein Knabe, der sehr gern in den Zirkus gegangen wäre, aber nicht darf, hat einen Traum, in dem er sich nachts von Hause fortstiehlt, um sich dem Zirkus anzuschliessen. Zu seinem unaussprechlichen Entzücken wird ihm das vom Besitzer erlaubt. Zuerst verrichtet er die Dienstleistungen, zu denen er herangezogen wird, gern, aber sie häufen sich mehr und mehr; das Heimweh stellt sich ein, und er muss immer an seine armen Eltern denken. Er möchte fort, aber er darf nicht. Er fühlt sich unglücklich und bereut bitterlich, fortgelaufen zu sein. Er hält es fast nicht mehr aus, da — erwacht er, die Mutter steht an seinem Bett, und nun sieht er, dass alles gut ist. Der Gedanke fortzulaufen, wird ihm sicher nicht mehr kommen.

Bei begabten Kindern wird es auch nicht selten vorkommen, dass sie selber dies und jenes verfassen, das sie ganz gern den andern vorlesen würden. Aber auch die Klasse als Ganzes könnte kleinere Erzählungen gemeinsam verfassen, die zum Vorlesen in andern Klassen bestimmt würden, z. B. über eine Schulreise und, was sie dabei erlebt usw.

Je mehr das soziale Moment, das doch in letzter Linie den Hintergrund für das Vorlesen bildet, berücksichtigt wird, je mehr die Kinder sich selber aussprechen dürfen, desto fruchtbarer wird das Lesen sein. Vielleicht wird der Drill der bisherigen Art, der uns unentbehrlich erscheint, doch mehr zurücktreten können, als mancher meint.

3. Handarbeit. Die Handarbeit war für die Entwicklung des Menschengeschlechts noch wichtiger als Lesen und Schreiben. Und doch hat sie erst spät in der Schule Eingang gefunden und wird in ihrer Bedeutung für diese noch heute vielfach nicht genügend gewürdigt. Der Grund ist wohl der, dass die Schulen ursprünglich für die Kinder der besitzenden Klassen errichtet wurden, und dass diese mit einer gewissen Geringschätzung auf die Handarbeit herabsahen, mit der die untern Klassen ihr Brot verdienen. Weil aber die Handarbeit der Benjamin unter den Schulfächern ist, ist Vorsicht heute darin geboten, dass man nicht etwa die Lehrpläne zu sehr durch die

für die geistigen Unterrichtsfächer beeinflussen lässt, sondern der Eigenart dieses Faches in vollem Masse Rechnung trägt.

Die Meinung, dass die Kinder durch die Handarbeit ohne weiteres dazu gebracht würden, diese fortan in Ehren zu halten und zu den Kindern, mit denen sie zusammenarbeiten, Zuneigung zu empfinden, ist nicht von vornherein richtig. Es kommt darauf an, warum sie arbeiten und ob sie wirklich sehen, dass die Kameradschaft für sie Hilfe bedeutet. Dass der Handarbeiter nicht im gleichen Masse wie der Künstler die eigenen Ideen verwirklichen und darin seine Befriedigung finden kann, ist klar. Dieser arbeitet allein, die Handarbeit ist dagegen nur beim Zusammenwirken mehrerer denkbar. Darunter muss das künstlerische und schöpferische Vermögen des einzelnen leiden. Aber das gilt in viel weniger hohem Masse, wenn die Arbeiter zum Zusammenarbeiten erzogen sind. Vielleicht lässt sich einmal auch unter den Erwachsenen in höherem Grade als jetzt erreichen, dass sich die Arbeiter mit denen zur Arbeit zusammenschliessen können, die sie selber sich als Mitarbeiter wünschen und an deren Sympathien und anerkennendem Urteil ihren eigenen Leistungen gegenüber ihnen gelegen ist.

Dafür kann und soll die Selbstorganisation unter der Jugend vorarbeiten. Wir wissen ja, wie gut die Kinder es verstehen, die Kameraden auszuwählen, von denen sie sich am meisten Unterstützung versprechen können. Sie scheuen sich auch nicht, ungeeignete Elemente auszuschneiden. Wenn es auch nicht richtig ist, dass beim Zusammenarbeiten der Kinder dieses an sich den alleinigen Reiz ausmachen und das Ergebnis gar keine Rolle spielen würde — wer Kinder z. B. ein Haus bauen sieht, der merkt das sofort — so ist doch sicher, dass die Freude am Zusammenarbeiten gross ist. Je mehr es gelingt, bei der Jugend die spontane Selbstorganisation zur Geltung kommen zu lassen, desto verheissungsvoller ist auch nach dieser Richtung die Vorbereitung auf die Arbeit der Erwachsenen. Zu sagen, dass hier Selbstorganisation und damit die Freude, die in ihr liegt, ausgeschlossen sei, wäre um so verkehrter, als auch nach dieser Richtung der schon früher betonte Gesichtspunkt gilt, dass die Erziehung nicht bloss zu folgen, sondern auch zu führen hat. Die Schule ist die Gemeinschaft der Erwachsenen im embryonalen Zustande. Auch die sozialen Ziele müssen schon in der Schule gepflegt werden, um allmählich die ethische Tiefe zu erlangen, die ihnen ermöglicht, für die Gemeinschaft als Ganzes zum bestimmenden Faktor zu werden.

Übrigens lassen die rein intellektuellen Kenntnisse, die man der Jugend im Hinblick auf ihre späteren Bürgerpflichten vermittelt, wie Bürgerkunde usw., ihre Seele leicht kalt. Als viel lebendigere Kraft erweist sich die dem natürlichen Tätigkeitsdrange der Jugend entsprechende Handarbeit. Hier sind die Ergebnisse konkret und objektiv. Man sieht das längst ein in Hinsicht auf den individuellen Standpunkt und das Material, mit dem gearbeitet wird. Warum sollte man es nicht auch in Hinsicht auf den sozialen Standpunkt zugeben?

Bei der Arbeit der Kinder spielt ein soziales Moment auch nach der Richtung mit, dass sie gern sich die einzelnen Teile eines Gegenstandes, an dem sie arbeiten, wie lebende Wesen vorstellen und in mehr als der üblichen Bedeutung des Wortes „ihre Rollen spielen“ lassen. Sie dramatisieren damit gewissermassen ihre eigene Tätigkeit. Sie arbeiten zudem für ein wirkliches oder für ein in ihr Dramatisieren eingepasstes Bedürfnis hin. So will das Kind z. B. einen Wagen erstellen in der Art, wie es einen geschenkt erhalten hat. Da hat nun jeder einzelne Teil seine Bestimmung für das Ganze, und auch für dieses denkt sich das Kind seine Bestimmung bis in alle Einzelheiten aus.

Den Kindern nur immer zu sagen, sie sollten dies und jenes treiben, weil es später für sie nützlich sein werde, ist nicht zweckmässig. Sie wollen noch gar nicht an eine solche Zukunft denken. Auch dass die Onkel und Tanten von all den Arbeiten, die ihnen zum Geschenk gemacht werden sollen, so entzückt sein würden, glauben die Kinder nicht immer so leicht, wie die Erwachsenen meinen. Je mehr man sie sich selber organisieren und unter einander ihre Pläne verwirklichen lässt, desto besser. Ob dann die Gruppen grösser oder kleiner werden, ob eine Klasse als Ganzes oder in Gruppen aufgelöst mehr erreicht, ist von Fall zu Fall verschieden.¹⁾

4. Das Zeichnen. Früher nahm man das Zeichnen für sich und liess Linien, Kombinationen von Linien, Ornamente usw. ausführen. Heute sucht man längst auch in diesem Fache die Anlehnung an das Leben. Man hat sich auch überzeugt, dass das Kind mehr

¹⁾ Da in Amerika die Gefahr gross ist, dass durch das Zunehmen der Privatschulen schon für die Jugend eine soziale Spaltung eintritt, erhofft Scott von vermehrter Selbstorganisation auf dem Gebiete der Handarbeit einen günstigen Einfluss auch für die soziale Zusammensetzung der Schulklassen. Er meint, die Kinder der Reichen würden infolge ihrer sorgfältigeren Erziehung von vornherein auch von ihren Kameraden als geeigneter für die Leitung betrachtet werden, und dann würden auch die Eltern sie um so eher in den Volksschulen lassen.

zeichnet, was es denkt und sich vorstellt, als was es sieht, und dass es gern ganze Folgen von Szenen auf das Papier bringt. Auch der Impressionismus und das wachsende Interesse für die Kleinkunst haben zum Verständnis für das kindliche Zeichnen und zu dessen Bereicherung mitgewirkt. Sicher ist, dass man auch beim Zeichnen der Kinder das soziale Moment nie zu viel in Rechnung stellen kann. Sie personifizieren ihre Figuren. Sie denken von vornherein, dass sie auch andern zeigen wollen, was sie zeichnen. Da gilt es, daran zu denken, dass sie sich leicht einschüchtern lassen, wenn sie von Erwachsenen beobachtet werden. Sie sind sich bewusst, wie gewaltig der Abstand zwischen deren Können und dem ihrigen ist. Um so lieber vergleichen sie ihre Leistungen mit denen ihrer Kameraden. Je mehr sie Gelegenheit haben, mit diesen zusammen zu arbeiten, desto mehr wagt ihr Erfindungsgeist und ihre Initiative sich hervor. Von ihresgleichen kritisiert zu werden, erscheint ihnen als natürlich. Wenn so der Lehrer nicht der einzige Kritiker ist, wird ihm seine Aufgabe erleichtert.

Dass die Kinder, wie die primitive Kunst überhaupt, eine Vorliebe für das Groteske haben, ist wohl zu beachten. Sie entspringt dem bei ihnen so natürlichen Angstgefühl. Es ist daher nur günstig und kann zum Abreagieren von Angstgefühl führen, wenn das Kind groteske Dinge zeichnen darf. Scott erlaubte einmal einer Gruppe von Schülern verschiedenen Alters, von Dingen, vor denen sie sich fürchteten, zu erzählen. Dabei kam natürlich vieles zur Sprache, was das Gelächter ihrer Kameraden hervorrief. Schon das wirkte erheiternd und beruhigend auf sie. Dann durften sie Szenen, die sie nicht glaubten mit Worten schildern zu können, mit dem Stift wiedergeben. Da kamen Schlangen, Pferde, Elephanten und Bären, Gespenster, aber auch brennende Häuser, Landstreicher, Mordtaten, Abstürze von Bergen und hohen Häusern in buntem Wechsel. Das Interessanteste war indessen für den erwachsenen Beobachter die Kraft der künstlerischen Behandlung. Auch nicht im Geringsten mehr Kraftaufwand als nötig: two dots and a dash (zwei Punkte und ein Schlag), wie der Amerikaner sagt.

Für die grosse Kunst haben kleine Kinder noch kein Verständnis. Den Übergang zu dieser bildet beim reifenden Kinde das Bedürfnis, sich für andere, besonders Kameraden des andern Geschlechts, zu schmücken, um sich selber besser zu präsentieren und vielleicht andere in den Schatten zu stellen. Auch das ist eine Äusserung künstlerischen Denkens und Verstehens. Etwa im gleichen Alter kann man auch vom Schmücken von Gegenständen ausgehen und zeigen, welche Wirkungen dabei zu erzielen sind. Dabei ergibt sich auch die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, welche Stoffe in Betracht kommen, und wie sie wirken. Auch auf die Vergangenheit mag sich der Blick richten. Haben Kinder Gelegenheit, im Zusammenwirken sich an grössere

Aufgaben zu wagen, z. B. Puppen in das Kostüm einer bestimmten Zeit zu kleiden, so können fördernde Wirkungen nach den verschiedensten Richtungen erzielt werden. Wie die Weckung und Mehrung des Kunstverständnisses auch dem Gewerbe zugute kommt, weiss jeder. Scott findet scharfe Worte dafür, wie stark es den Erwachsenen in Amerika noch an Verständnis für die Kunst fehlt. Es wird niemand behaupten wollen, dass bei uns schon alles sei, wie es sein sollte.

5. Die sittliche Erziehung. Auf keinem Gebiete der Erziehung sind wir so auf die Gemeinschaft mit andern angewiesen wie auf dem der Ethik. Als das Ziel der sittlichen Erziehung wird man es bezeichnen dürfen, dass das Individuum lernen muss, dass es für seine Handlungen verantwortlich ist und zu deren Folgen zu stehen hat, selbst wenn diese nicht im vollen Umfang vor auszusehen waren. Gerade mit Rücksicht auf letzteres gilt es doppelt, wenigstens so weit möglich, auf die Wirkung der eigenen Handlungen sorgfältig zu achten und sein Leben soweit zu kontrollieren, als unsere Intelligenz es uns gestattet. Von der grössten Wichtigkeit ist dabei, dass wir glücklicherweise nicht einfach auf uns selber allein angewiesen sind. Wir leben umgeben von andern Menschen, und fast jeder wird in seiner nähern Umgebung Verwandte oder Freunde haben, an die er nur zu denken braucht, um positive oder negative Antworten über das, was er tun oder lassen soll, zu erhalten. Es brauchen übrigens nicht einmal Nahestehende oder auch nur Lebende zu sein. Auch Verstorbene oder erst Kommende, wie die künftige Gattin, aber auch Gestalten der Geschichte, an deren Taten wir uns begeistert haben, können den gleichen Dienst tun und erst recht natürlich der Glaube an einen persönlichen Gott. Also ist ein soziales Moment schon nach dieser Richtung der notwendige Hintergrund, auf dem sich unser sittliches Handeln aufbaut.

Ein zweites liegt darin, dass unser Tun und Handeln einen ganz andern Wert hat, wenn es nicht bloss uns selbst, sondern auch andern zugute kommt. Dabei ist nicht so sehr an einen materiellen Vorteil zu denken als an das Gefühl von Freude und Befriedigung, das sie über unser Tun empfinden. Es wird uns viel leichter uns zusammenzunehmen, wenn wir wissen, dass wir andern damit eine Freude machen. Zeigt der Betreffende dieses Gefühl der Freude, das wir erhofft hatten, nicht, und finden wir keine Anerkennung bei ihm, so wirkt das entmutigend auf uns. Das ist eine Tatsache, die sich gerade Eltern und Erzieher nie genug vor Augen halten können.

Freilich ist es damit nicht genug, dass wir bei Höherstehenden

Anerkennung suchen. Dieser Wunsch ist dem Menschen so natürlich, dass er nicht als Verdienst gelten kann. Vielmehr soll uns auch die Anerkennung von Gleich- oder Tieferstehenden wert sein. Das ist gerade in der Demokratie und in der Schule von grosser Bedeutung. Dabei handelt es sich, wenn wir andern Freude machen, gar nicht immer darum, dass der Dienst, den wir ihnen leisten, an sich von Bedeutung sei. Er kann schon deswegen dankbar empfunden werden, weil er im rechten Moment kommt oder zeigt, dass wir zartfühlend uns den Bedürfnissen des Betreffenden anpassen. Auch hier können wir oft nur auf Grund von Vermutungen zu einem Urteil darüber kommen, wie wir zu handeln haben. Nie sind die Verhältnisse zweimal ganz dieselben. Oft lösen wir dadurch, dass wir den andern dienen, in ihnen geradezu wieder Kräfte aus.

Sehr oft wird der Dienst, den wir andern zu leisten haben, besonders Gleich- oder Tieferstehenden, darin bestehen, dass wir ihnen Gelegenheit geben, sich auszusprechen und mit uns über etwas, was sie beschäftigt, zu diskutieren. Da können die Eltern und Erzieher nie genug daran denken, dass die Jungen nicht etwa das Gefühl bekommen dürfen, sie wüssten die Antworten schon zum voraus. Selbst wenn ein Fall vorliegen sollte, der scheinbar eine gewisse Berechtigung dazu bieten würde, indem in entsprechenden Verhältnissen einst ein bestimmter Weg tatsächlich zum Ziele führte, müssen sie sich dessen bewusst sein, dass damit die Antwort noch nicht wirklich gegeben ist. Es hätte damals ein anderer Weg vielleicht ebenso gut zum Ziele geführt. Jedenfalls ist die Verantwortung gross. Jedes Leben stellt eine Kette von Versuchen dar, und mit jeder Generation macht die Natur neue Versuche. Nicht immer fällt es den Jungen leicht, den Mut zur Frage zu finden. Da ist es die Pflicht der Ältern, sie ihnen zu erleichtern. Vielleicht wäre in manchem Fall der Sohn nicht auf Abwege gekommen, wenn Vater oder Mutter es im richtigen Moment verstanden hätten, ihm den Mund zu öffnen oder den Weg zu seinem Herzen zu finden. Dass Kirche und Schule solche Aufgaben nicht lediglich dem Hause überlassen dürfen, ist selbstverständlich. Die Behauptung, sie hätten sich auf Ermahnungen an die Gemeinde bzw. die Klasse zu beschränken, und die Anwendung auf den konkreten Fall müsse den einzelnen überlassen bleiben, ist verzweifelt armselig. Der einzelne braucht Anlehnung, und das Verantwortlichkeitsgefühl wird durch diese nicht abgeschwächt, sondern gesteigert.

So sind denn in der Erziehung zum sittlichen Handeln soziale Beziehungen von der allergrössten Bedeutung. Je früher und je reicher